

1200 neue Erfindungen

Von Adolf König

Gibt es eigentlich einen Erfinder von Beruf? Eine seltsame Frage, sagen die einen — als ob Erfinden gelehrt und gelernt werden könnte! Natürlich, sagen die andern, erfinden ist ein Beruf wie jeder andere auch.

Sehen wir uns ein wenig in dieser Fülle der Ideen an. Was ist es, was die Erfinder von heute uns zu bieten haben? Da ist zum Beispiel die Schall- und Bediener des „kleinen Mannes“, ein Zusatzapparat für jede normale Bediener, mit dessen Hilfe man diese ohne weiteres in eine komplette Schall- uhr zum Ein- und Ausschalten von Licht, Heiz- und Kochgeräten, von Rundfunkapparaten usw. verwandeln kann.

Groß ist die Zahl der Erfindungen, die sich mit der Sicherung von Haus- und Wohnungstüren befassen. Da finden wir zum Beispiel ein neuartiges beiderseitiges Türschloß mit ein bis vier oder sogar noch mehr Schlüsselbärten, das eine unbedingte Sicherheit gegen unbefugtes Öffnen garantiert.

will, braucht sich nicht länger mit dem Farberührer zu quälen. Er benutzt dazu einen neuen Farbmischer, der sich höchst einfach an der Handbohrmaschine befestigen läßt.

Die vorstehenden Proben vermögen nicht im entferntesten die Fülle dessen, was heute erfunden wird, zu erschöpfen. Da wäre die Taschenlampe zu erwähnen, die ohne Batterie mit einer eingebauten, von Hand betriebenen Dynamomaschine arbeitet, da wäre von dem motorisierten Vorderrad zu berichten, mit dessen Hilfe jedes gewöhnliche Fahrrad in ein Motorrad verwandelt werden kann.

Die Selbstverwaltung

Ueber dieses Thema sprach kürzlich Staatssekretär Balzmann vor den württembergischen Gerichts-Reverendaren. Er führte dabei etwa folgendes an:

Die Selbstverwaltung ist heute wohl eines der aktuellsten Themen, die zur Erörterung stehen, insbesondere deshalb, weil Grenzen in den letzten Wochen die Gemeindevorfassung für ganz Preußen neu geregelt hat.

Selbstverwaltung ist das Recht einer Körperschaft, die sich aus ihrem Wesen ergebenden eigenen Angelegenheiten durch eigene Organe mit eigenen Mitteln zu erledigen.

- 1. In erster Linie muß der Selbstverwaltungsförderer eine eigene Finanzhoheit haben, d. h. es müssen ihm zur Durchführung seiner Aufgaben eigene Mittel zur Verfügung stehen.
2. Was eigene Angelegenheiten der Gemeinden sind, muß genau untrifflig sein, es muß ein ganz bestimmter Aufgabekreis sein, der nach Gesetz oder Verkommen den Gemeinden zukommt.
3. Wesentlich ist, ob die Organe vom Staat ernannt werden oder ob sie aus einer Wahl innerhalb der Gemeinde, wie leicht der Gemeindevorstand, hervorgehen.

Diese Grundmerkmale der Selbstverwaltung darf man nie aus den Augen verlieren und nicht einfach über sie hinweggehen. Denn wir müssen auch im nationalsozialistischen Staat immer mit Menschen rechnen. Immer führen Menschen die Gesetze aus, die allen möglichen Schwächen, kleinen Menschlichkeiten, unterworfen sind.

halten, die Fehler der letzten 15 Jahre vermeiden. Wir dürfen uns aber durch diese Fehler andererseits nicht verleiten lassen, über das Ziel hinauszuschießen, und nun neue Fehlerquellen nach Befestigung der alten zu schaffen.

Die Selbstverwaltung hat sich entwickelt aus der Niederlassung einer Vielzahl von Familien auf einem begrenzten Raum. Diese Gemeinschaft löste gemeinschaftlich alle aus ihrem Zusammenleben entspringenden Aufgaben.

Seit Jahrhunderten hängt die Frage der Selbstverwaltung zusammen mit dem Kampf gegen die Bürokratie im schmalen Sinn, deren Uebergriffe wir zu bekämpfen haben. Diese Bürokratie finden wir schon im Mittelalter in den Räten der Höfe, die rigoros die Steuern und Zehnten einziehen. Dem Kampf gegen deren Uebergriffe diente schon die Kommunalordnung von 1755, die eine eigentliche Selbstverwaltung noch nicht vorsah, aber immerhin die ersten Ansätze zu einer solchen zeigte.

Die Auswirkung der Steinischen Städteordnung auf Württemberg war das Verwaltungsgebiet von 1818: Ortsvorsteher und Gemeinderat wurden auf Lebenszeit, der Bürgerausschuß auf Zeit gewählt. Seit 1849 wurde der Gemeinderat nur noch auf Zeit bestellt. 1891 wurde die Wahl des Ortsvorstehers durch die gesamte Bürgerschaft eingeführt. 1906 erging eine einheitliche Zusammenfassung des Selbstverwaltungsrechts der Gemeinden und Bezirke.



Hanni als Reporterin

von Anton Schaab

„Er vermißt es, von seiner Liebe zu sprechen, suchte frampfhaft die verschiedensten Themen zusammen. Stotternd ging die Unterhaltung.“

„Was werden Sie jetzt tun, Hanni?“

„Ich weiß noch nicht. Ich habe Sehnsucht nach Ruhe. In die Einsamkeit möchte ich mich vergraben, sobald ich meine Pflicht erfüllt habe.“

„Was ist Ihre Pflicht, Hanni?“

„Ich will die sterblichen Ueberreste meines Kameraden nach seiner Heimat bringen“, sagte Hanni feierlich. „Eine greife Mutter wartet, daß man den Sohn drüben begrabe, Sie will an seinem Grabe beten dürfen.“

„Gaben Sie ihn geliebt, Hanni?“ fragte der Mann leise.

„Er war mein Kamerad, wie ein Bruder stand er mir nahe... geliebt habe ich nur einmal in meinem Leben... früher... es ist so kurz vorbei... und doch ist es mir, als sei eine Ewigkeit darüber vergangen.“

„Und ist... keine Hoffnung, daß die Liebe wieder erwacht?“ fragte der Mann leise.

„Ich weiß nicht!“ entgegnete Hanni und sah auf die weiße Leinwand ihres Bettes. Stille im Zimmer.

„Hanni!“

Das Mädchen schweig.

„Hanni... wenn Sie nach drüben fahren, darf ich Sie dann begleiten als Ihr Freund und Kamerad. Das darf ich ja sein. Wenigstens das lassen Sie mich sein, Hanni!“

„Ja!“ sagte Hanni leise. Da erfüllte wieder Hoffnung das Herz des Mannes.

Wetzehn Tage später.

Ganz Amerika war in Aufregung, denn die eben genese Hanni Jungbanns schiffte sich mit den sterblichen Ueberresten ihres toten Kameraden nach Amerika ein, um sie in die Heimat zu bringen und dem toten Freunde und Kämpfer die letzte Ehre zu erweisen.

Ein würdiges Grabmal wollte man Herbert Spencer — jetzt kannten sie alle seinen Namen — setzen und in den wenigen Tagen, die Zeit war, schuf eine Schaar bildender Künstler ein herrliches Mausoleum auf dem großen Friedhof in Newyork, auf dem die sterblichen Reste des Mannes beigesetzt werden sollten.

Als bekannt geworden war, daß das deutsche Mädchen kommen wolle, aus von Newyork sofort ein Kreuzer, der „George Washington“, in See, um Hanni Jungbanns mit der Ueide des toten Kameraden aufzunehmen.

Als Hanni, ganz in Schwarz gekleidet, das Schiff betrat und neben dem Sarge herschritt, geleitet von dem Vater und dem Konsul, da spielte die Kapelle einen Trauerchoral und die Besatzung, die in Reih und Glied stand, präsentierte.

Der Kommandant des „George Washington“ und Aufseherminister Sanderson, der gleich den Kreuzer zur Rückreise benutzte, traten zu dem weinenden Mädchen und drückten ihm stumm die Hand.

Die Flagge stand auf halbmast, als der Kreuzer in See fuhr.

Ganz Amerika wartete auf das Mädchen. Aus allen Teilen der Staaten kamen sie nach Newyork und die Fülle der Menschen war beängstigend.

Große Truppenmengen hielten die Millionärsviertel besetzt, um Ausschreitungen zu vermeiden.

Eine unübersehbare Menschenmenge bildete vom Kai bis zum Friedhof Spolier.

Alle Regimentkapellen der Stadt Newyork spielten einen ergreifenden Choral, als der Sarg mit der Urne, geleitet von dem Mädchen, das sie bewunderten, an Land gebracht wurde.

Die Behörden waren mit ihren Spitzen ebenso vollständig vertreten, wie die der Regierung, an der Spitze der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Unendlich viele Hände streckten sich dem Mädchen entgegen.

Sie sah sie kaum und auch die Worte des Präsidenten, der ihre Tat und die Tat des Toten pries, sie glitten an ihrem Ohr vorbei.

Endlich setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Acht einseitige Kameraden des Toten trugen den Sarg hinter ihm schritt allein mit geknicktem Haupt das Mädchen.

Es gab keine Wagen, zu Fuß schritten sie alle die langen Strecken. Fast aller Verkehr stand in Newyork still. Hunderttausende von Augenpaaren trafen das Mädchen. Tränen flogen in ihre Augen.

Die tiefe Trauer des Menschenkinde, das so allein hinter dem Sarg einerschritt, griff ihnen ans Herz.

Die Trauerfeierlichkeit war das Ergreifendste, was je ein Volk miterlebt hatte, denn alle Sender Amerikas übertrugen sie und ein ganzes Volk lauschte.

BAUER UND SCHOLLE

Soll ein Bauernsohn studieren?

Von Emil Busch

(Nachdruck verboten.)

Unter den Büben einer Bauernfamilie befindet sich einer, von dem der Vater oder der Mutter schon wiederholt behauptete, daß er sehr begabt sei. Bauer und Bäuerin sind daher sehr stolz auf diesen Jungen, der beim Lernen zusehends die geringste Mühe hat, gerne Jugendbücher und Zeitung liest, allem nachhinkt und hinter alles und jedes kommen will. Er ist ferngefaßt, folgsam und wahrheitsliebend; er ist mit einem Wort ein aufgeweckter, guter Junge.

Deren gibt es aber noch gar viele auf dem Lande und wenn es möglich wäre, all diese frische, unverbrauchte bäuerliche Jugendkraft an der richtigen Stelle zur schulfischen Ausbildung einzusetzen, man würde dann staunen, welche eine Fülle wertvoller Talente zur Entfaltung käme. Aber das ist nicht möglich; und es wäre auch nicht gut, wenn das Beste restlos vom Lande abwanderte in das Handwerk, in den Handel, in die „Studierten Berufe“.

Und doch spielt die Frage: „Sollen wir unseren gutbegabten Büben mit Schuljahrschluss aus der Volksschule nehmen und ihn in eine Mittelschule gehen lassen?“ in vielen Bauernfamilien keine geringe Rolle. Zur Entscheidung dieser Frage gibt es eigentlich keine harten Richtlinien. Begabung, gute Charakteranlagen, feste Gesundheit sind zwar Vorbedingungen zum Studium, aber es wird keinen vernünftigen Bauern geben, der nicht in allererster Linie an das hierfür nötige Geld dachte. Also auch die materiellen Mittel muß man zum Studium haben! Diese Erkenntnis ist gar hart für sowieso nicht genügend finanzierten Bauern mit ebenfalls gut begabten Kindern, wenn es auch im neuen Reich mehr als früher möglich sein dürfte, einem geistig und seelisch ganz besonders gut veranlagten Büben vielleicht mit Hilfe von Stipendien die Ausbildung auf höheren Schulen zu ermöglichen.

Eines muß sich der Bauer klar bewußt sein: nur die allerersten Schüler gehen heute noch durchs Ziel! Da der Zugang zur Hochschule beschränkt ist, wird mit der Zeit bereits auf der Mittelschule ganz allgemein öftere, strengere Sichtung erfolgen müssen. Anderes, das darf und soll den genügend finanzierten Bauern keineswegs abhalten, das große wirtschaftliche Opfer für seinen Büben zu bringen, wenn bei diesem die bereits genannten unerlässlichen Voraussetzungen gegeben sind. Das Bauerntum als unerlöschlicher Blutquell der Nation speist eng mit auch jene Kanäle, die unseren geistigen Berufen neue, unverbrauchte Kräfte zuführen.

Schließlich noch ein Rat an die Eltern: erzieht euren Büben, wenn er dann bald mit der Studententunne zu Besuch beibringt, nicht zur Ueberhebung und zum Eigendünkel; setzt ihm keine Kränze in den Kopf; haltet ihn dazu an, nach wie vor mit den gleichaltrigen Jungen des Dorfes zu verkehren, um seelisch verbunden zu bleiben mit dem Quellgrund seiner Heimat!

Im neuen Deutschland heißt es nicht mehr: „Hast du studiert?“, sondern die Frage lautet: „Wer bist du?“ — Bist du ein ehrenhafter, fleißiger und tüchtiger Mensch mit etwer anständigen Gesinnung, so wertet man dich als ein nützliches Glied der Volksgemeinschaft, gleichviel, ob du dich Bauer, Handwerker, Beamter, Gelehrter oder Tagelöhner nennst. Jeder gebe auf dem Platz, auf den ihn das Schicksal gestellt hat, sein Bestes und Deutschland wird wieder hochkommen.

Vom Hakenflug zum Traktor

Von Dr. Hans Raitchel

Vielleicht hat der oder jener Jungbauer schon gelesen, wie noch vor kurzem der Regier in den Gegendern Urtilas, bevor diese mit europäischer Kultur in Berührung kamen, das Feld bestellte: mit einem gepölgten Stroh rigte er ein Stück Boden auf und steckte da den Samen seines Getreides (Gerste) hinein; und ähnlich machen es noch heute die Indianer in den kaum erschlossenen Gebieten des inneren Brasiliens, wenn sie ihr Getreide den Reis, bauen.

Wir wundern uns, daß man dort immer noch nicht auf den Pflug gekommen ist, und noch schwerer geht es uns ein, daß unsere Vorfahren vor 2500 und 3000 Jahren ihr Feld noch auf gleiche Weise bestellt haben sollen. Kommt uns doch der Pflug, mit dem unsere Groß- und Urgroßväter um 1850 noch adertien, schon ganz unerkennlich vor, kaum begreiflich, wie sie damit Erhebliches zustande bringen konnten.

Und Erhebliches brachte der Einzelse auch nicht zustande, man hatte nur mehr Diensthöfen und bediente kaum ein Drittel der Fläche, die heute bearbeitet wird.

Der alt-griechische Bauer, 300 oder 400 Jahre vor Christi, zimmerte sich seinen Pflug auf folgende Weise: er nahm einen dicken Wurzel- oder Baumast, der einen starken Nebenast nach unten und einen nach oben hatte. Der untere Ast wurde auf anderthalb Fuß Länge eingestutzt und zugespitzt, den oberen ließ man etwa zwei Fuß lang. Dieser diente zum Ziehen und Gindrücken des „Fluges“; das untere, gepölgte Stück war die

Schar, während der Hauptast die Deichsel für die Bespannung bildete. Und dieses armselige Gerät war auch der Pflug der alten Germanen.

Erst um Christi Geburt kam man in den fortgeschrittenen Gegenden Italiens und des Morgenlandes dazu, die Holz-schar mit einer Eisenspitze zu versehen, den Pflug überhaupt handlicher zu fertigen, und ein paar Jahrhunderte später verfiel ein findiger Kopf darauf, der Eisenspitze noch ein Messer vorzusetzen, den „Kulter“ oder die „Sch“, um der Schar vorzuarbeiten. Jetzt erst konnte man den Boden richtig bearbeiten; früher hatte man mit der Schar vor- oder nacharbeiten müssen, weil der Hakenflug den Boden nicht gründlich genug aufschloß.

Der siberisch auch in Deutschland bekannt gewordene gewaltige Fortschritt, der in der Einführung der Eisenspitze und des Kulter bestand, ging aber in der wüsten Zeit der Völkerwanderung offenbar wieder verloren, denn um das Jahr 1200 hatten unsere Vorfahren, die deutschen Bauern, noch den alten hölzernen Pflug ohne Eisenchar, ohne Kulter, nur daß die Holzchar breiter gearbeitet war und der Pflug tiefer ging. Erst ein paar Jahrzehnte später kam man dazu, die Holzchar wieder mit Eisen zu versehen und kurz darauf tauchte auch wieder das Messer zur Vorarbeit, die „Sch“, auf. Die rasche Verbreitung dieses Pfluges war wohl den Überlieferungen zu verdanken, die sich damals, weil sie kein Fleisch essen durften, die größten Verdienste um Acker-, Gemüse- und Obstbau erwarben.

Mit dem so vervollkommenen Pflug arbeitete der Bauer 600 Jahre bis etwa 1850, ohne daß ein weiterer Fortschritt sichtbar wurde, außer in der handlicheren Ausführung. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Städte wuchsen und so der Bedarf an Getreide größer wurde, kam der eiserne Pflug zur Einführung, mit einer großen Schar und trug nicht wenig zum Wohlstand der Bauern bei. Als weitere Phase in der Geschichte des Pfluges ist dann der vor Jahrzehnten zuerst in Amerika in Verwendung gekommene Traktor anzuführen, der in manchen Ländern zu einer ungeheuren Technisierung und zu den verwerflichen ausdauerlichen Anbaumethoden in der Landwirtschaft führte.

Bergeht das Beizen des Saatgutes nicht?

Gutes Saatgut, sachgemäße Düngung und beste Bodenbearbeitung gewähren allein dem Bauern noch keine sichere Ernte. Was helfen alle diese gut durchdachten und notwendigen Maßnahmen, wenn dem Saatgut schon bei der Bestellung der Acker keine Vernichtung anhebt? Eine sichere Ernte ist nur von einem gesunden Samenfort und einer gesunden Pflanze zu erwarten. Trotz der weitgehenden Aufklärungen bei Ackerbegehungen, Beratungen, Vorträgen in Versammlungen läßt jedoch die Befämpfung der Krankheiten mittels Beizen viel zu wünschen übrig. Spricht man im Herbst vom Beizen des Saatgutes, so findet man allgemein Anlaß. Anders dagegen ist es beim Saatgut des Sommergetreides. Hier herrscht vielfach die Meinung, daß das Beizen des Sommergetreides nicht unbedingt notwendig sei. Diesem Gebanken aber muß scharf entgegengetreten werden, denn Versuche und Erfahrungen haben eindeutig bewiesen, daß die Beizstoffe bei der bezahlte Arbeitsstunde des Bauern ist.

Die Ertragsausfälle, die durch das Nichtbeizen entstehen, sind oft ganz beträchtlich. 30 Prozent und mehr Ertragsausfall sind keine Seltenheit. Eine sehr verbreitete Krankheit der Gerste, die von vielen Bauern zu spät oder überhaupt nicht erkannt wird, ist die Streifenkrankheit. Das Gerstefeld zeigt im Sommer einen geschlossenen Bestand und verdeckt teilweise die tauben Aehren und die verkümmerten Pflanzen, und der Bauer unterläßt einen solchen Gerstebestand nicht näher. Erst beim Drusch ist er unzufrieden. Wird natürlich eine solche, stark mit Krankheitskeimen behaftete Gerste ausgesät, so kann mit einem beträchtlichen Ertrag nicht gerechnet werden. Wie wichtig das Beizen der Gerste ist, soll nachstehender Beizversuch, der in Dedenproun durchgeführt wurde, Aufschluß geben:

Parzelle 1, die unbehandelt war, hatte bei der Ernte je Quadratmeter 46 streifenkrank und 91 gesunde Gerstepflanzen; die Parzelle 2 wurde mit Abavit B und Parzelle 3 mit Tillantin gebeizt und hatten keine streifenkranken Pflanzen.

Gerade so wichtig wie das Beizen der Gerste ist auch das Beizen des Hafers. Durch das Beizen wird die Keimfähigkeit und Keimenergie erhöht und der Haffer ist frühzeitiger im Auflaufen und übersteht die oft auftretende Trockenheit besser, ebenfalls ist gebeizter Haffer widerstandsfähiger gegen Drahtwurmschaden und Frühliegenbefall, da die Hafferpflanzen in der Jugend sich rasch entwickeln und infolge ihrer Kräftigkeit widerstandsfähiger gegen solche Einflüsse sind. Ein Beizversuch zu Haffer, der auf dem Versuchsfeld der Landes-Schule durchgeführt wurde, brachte ein sehr günstiges Ergebnis. Die Parzelle mit Cereolan gebeizt, brachte gegenüber der unbehandelten (ungebeizten) Parzelle einen Körnermehrtrag von 13 Ds. je Hektar. Die nicht behandelte Parzelle war im Aufaufen sowie im Schossen etwa 4-5 Tage später als die mit Cereolan gebeizte Parzelle.

Aber nicht nur notwendig ist es, das Getreide zu beizen, sondern auch die Rübenknäuel müssen gebeizt werden. Wie oft kann beobachtet werden, daß nach dem Aufstehen der Rüben die Rübenpflänzchen so nach und nach eingehen. Hier handelt es sich in den meisten Fällen um den sogenannten Wurzelbrand der vielfach von den Bauern gar nicht beobachtet wird. Ein gutes Bekämpfungsmittel gegen diese Krankheit ist ebenfalls das Beizen. Sind die Rübenknäuel gebeizt, so leidet das Saatgut schneller und sind die Rübenpflänzchen gegen Wurzelkrankheiten, Trockenheit usw. viel widerstandsfähiger. Ein diesbezüglicher Beizversuch mit Rüben, der in Vießelsberg durchgeführt wurde, hat dies einwandfrei bestätigt. Parzelle 1, die unbehandelt war, hatte je Acker 199 und bei der Ernte 174 Rübenpflanzen; während die mit Cereolan behandelte Parzelle beim Verleben 281 und bei der Ernte 172 Rübenpflanzen aufwies. Diese Versuchsergebnisse zeigen uns also deutlich, wie wichtig es ist, das Saatgut zu beizen. Mit welchem Trockenbeizmittel, Abavit, Cereolan oder Tillantin gebeizt wird, spielt keine besondere Rolle. Die Hauptsache ist, daß überhaupt gebeizt und daß vor allem richtig gebeizt wird. Darum, Bauern, beizt auch das Frühjahrs-Ackerbaupflanzensaatgut.

Sprüche an Bauernhäusern

(Nachdruck verboten.)

Mancher Bauer möchte in diesem Frühjahr sein Haus von außen in Stand setzen lassen. Das wäre eine schöne Gelegenheit, einen passenden Hauspruch anzubringen. In verschiedenen deutschen Gegenden liegt man an den alten bäuerlichen Gebäulichkeiten schöne Bilder, Verzierungen und auch Sprüche. Wenn es auch kein Bild sein kann, auch ein schöner Spruch wäre ein bleibender Schmuck und wenn das auch hier noch nicht der Brauch ist, ein er muß anfangen.

An den Häusern waren mancherorts Sprüche, gereimte und ungereimte, angebracht.

Manche Hausprüche bringen die Jahreszahl der Hauserrichtung, berichten von der Geschichte des Hauses und von der Fälligkeit, in der der Hausvater zum Hausbau schritt.

Aus dem Jahre 1611 stammt das Rolandskloster in Sildesheim:

„Wer bauen will an die freien Straßen,
Darf sich durch unnützes Geschwätz nicht beirren lassen.“
Aus der Zeit der bauerlichen Unfreiheit lesen wir:

„Immer nehmen,
Immer geben —
Nacht freudenleer das Leben“
(Bezirksamt Dinkelsbühl.)

Aus der Zeit der Hungernöte 1817 stammt:

„Wenn Gott des Bauern Hand nicht segnet,
Ach, Herr, wer schafft und dann Brot?
Dieses haben viele eingesehen,
In der so teuren Hungernöte!“
(In Waltenhausen.)

„Dieses Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist außenher neu, innenher alt.
Das Bauen ist eine schöne Lust —
Daß es aber soviel kost', hat' ich nicht gewußt!“
(An der Wassermühle zu Kallmünz.)

„Der Straß zur Hiere,
Apfelfam zur Würde,
Wir zur Freude
Schmied' ich dieses Gebäude.“
(In Apfelfam bei Rosenheim, 1821.)

An einer Scheune in Bessen steht aus der Kriegszeit 1915:
„Erbaut ohne Bier und Branntwein,
Soll diese Scheune ein Zeugnis sein,
Daß Bauer, und Zimmermann
Auch ohne Branntwein leben kann.“

Kromme Kernsprüche in volkstümlicher Fassung waren einst sehr beliebt:

„Ich leb und weiß nicht wie lang,
Ich herb und weiß nicht wann.
Ich Jahr und weiß nicht wohin,
Mich wunder's, daß ich so frühlich bin.“
(An der Brennerstraße.)

„Da es mir wohl erging auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden;
Da ich kam in Not,
Waren alle Freunde tot!“
(Zulpmes.)

„Gib uns unser täglich Brot,
In jedes Christen Müt.“
„Hast du eins, so danke Gott
Und teils auch andern mit.“
(Gmünd in Kärnten.)

Lebensweisheit und Lebenswünsche kommen zum bereiten Ausdruck. Diese Gruppe ist die reichhaltigste; sie zeigt Lebenserfahrung, auch Humor.

„Dieses Haus ist nur ein kleiner Punkt
In Gottes weiser Welt —
Doch ist's ein Himmelreich,
Wenn es das Glück enthält.“
(Bauernhaus in Schießen.)

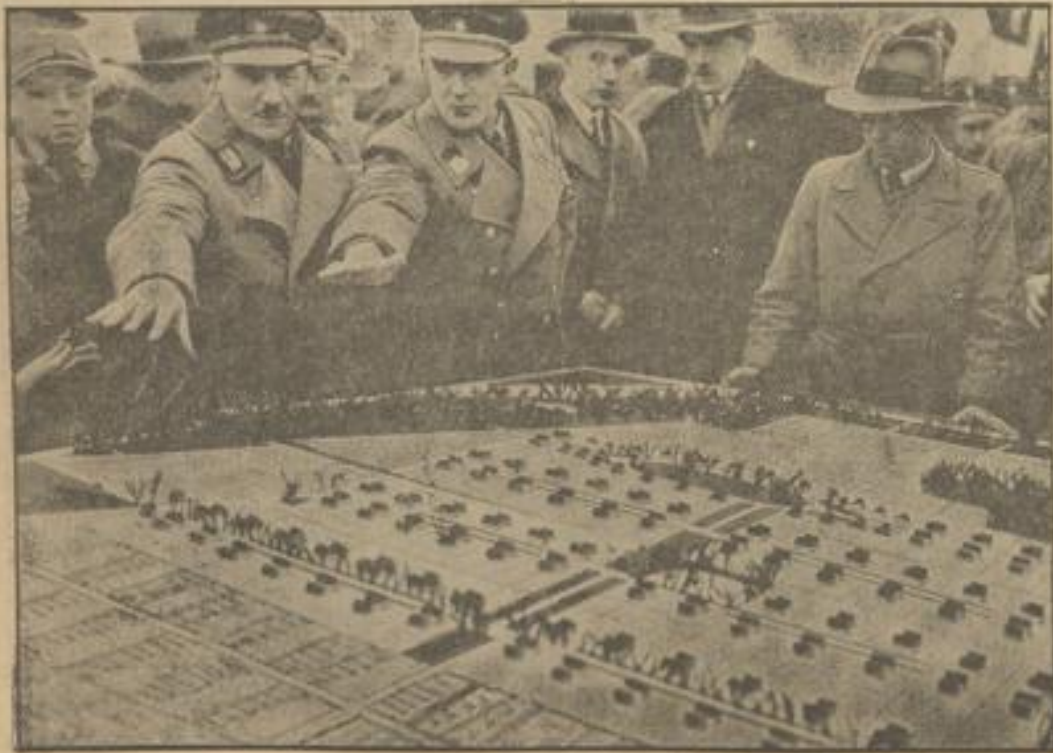
„Stirb' mal ein Reicher,
So strömt alles zur Reich herbei.
Ist's ein Armer,
So kommt kaum einer oder zwei.“
(An einem Haus in Württemberg.)

„Wenn die Henne kräht vor dem Hahn
Und die Frau kräht vor dem Mann,
So muß man die Henne rupfen
Und der Frau den Mund verstopfen.“
(Schlesien.)

„Wer will vorgehen,
Der komme morgen;
Heut ist der Tag,
Wo ich nicht mag.“
(An einem Wirtshaus in Baden.)

„Alle Wirtshäuser rings herum
Kind ich jetzt außerst bumm,
Seit ein Weiberl ich tät erlangen,
Wird niemals mehr zum Bier gegangen.“
(An einem Haus in Thüringen.)

„Ich laß den Lieben Herrgott walten,
Nach neue Schuh und Hild die alten.“
(An einem Schuhmacherhaus in Westfalen.)
„Freiher Mut, gesunder Leib,
Biel altes Geld, ein junges Weib,
Und Gottes Hilf und Glück dabei —
Sag' einer mir, was besser sei!“
(In der Schwalm.)



Die Grundsteinlegung der Dietrich-Eduard-Siedlung für Kurzarbeiter

Oberpräsident Staatsrat Rube (links) und Va. Wagner, kommissarisch, Geschäftsführer der Brandenburgischen Heimstätte bei der Beichtigung des Modells der Siedlung, die nach ihrer Fertigstellung 200 Kuppelhäuser umfassen wird.
In Finow (Mark Brandenburg) wurde der Grundstein für eine Kurzarbeiter-Siedlung gelegt, die den Namen Dietrich-Eduard-Siedlung tragen wird.